

Zeitschrift: St. Galler Jahresmappe
Band: 37 (1934)

Artikel: Die Beiden
Autor: Scheitlin, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-948387>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Beiden.

Von Otto Scheitlin.

Komm jetzt, Andreas, flüsterte die junge Dame dem Mann ins Ohr, der immer noch vor dem frischen Grabeshügel stand, auf dem ein ganzes Gewoge von Blütenkränzen lag. „Komm!“ sagte sie noch einmal ganz leise und gut und nahm seinen Arm. Doch in dem Augenblicke, als sie ihn vom Tode weg wieder durch die Kirchhofstüre ins Leben hinein geleiten wollte, löste sich sein dumpfer Schmerz, und mit einem Wehen, wilden Aufschluchzen brachen sich seine Tränen Bahn, die er bis jetzt hinter seinem starren, verhärteten Gesicht verborgen gehalten hatte. Dora schüttelte unmerklich den Kopf. Wie sollte sie diesen Mann, dessen junge, blühende Frau, als sie dem ersten Kinde das Leben hätte geben sollen, dem Tode begegnet war, von diesem Grabe wieder wegbringen? Zwei Jahre nur hatte das Glück gedauert; zwei Jahre weit war der Weg gewesen, den sie Hand in Hand geschritten, und beide waren sie noch so voll der Erwartung gewesen, was ihnen das Geschick noch bringen würde. Und jetzt hatte es schon ein frühes Ende genommen. Der liebe Gott wollte es anders mit den beiden frohen und starken Menschen, die sich zusammengefunden hatten, um ein Schicksal aus zweien zu formen, zwei Leben mit Blumenketten aneinander zu fesseln, so, daß sie nicht mehr zu trennen waren. Jetzt war das alles vorbei. Dora nahm die Hand des Mannes und streichelte sie. Daran erwachte er und besann sich darauf, daß er jetzt allein gehen müsse, um seine Pflicht zu tun, bis auch für ihn die Erde sich aufstat.

Er trocknete seine Augen, umfaßte den blühenden Hügel noch einmal mit einem liebevollen Blick und wandte sich dann zum Gehen. Ohne ein Wort zu sprechen, schritt er an Doras Seite die Dorfstraße hinunter, stand einen Augenblick vor der kleinen Apotheke still, an deren Läden ein schwarzgerahmter Zettel klebte, darauf zu lesen stand: Wegen Todesfall geschlossen. Dann öffnete er die Haustüre und ließ Dora eintreten. Immer noch wortlos flog er mit ihr die Treppe hinauf, legte Hut und Mantel ab und setzte sich dann mit seiner Studienkameradin in die Stube.

Gegenüber im Wirtshaus zum „Kreuz“ saßen die Honoratioren des Dorfes und tranken sich mit einem Schöpplein wieder Mut für das Leben an, nachdem sie der toten Frau des Apothekers das Grabgeleite gegeben hatten. Die schwarzen Kleider und weißen Hemdenbrüste gaben den bäuerlichen Leuten, die da um den runden Tisch herum saßen, etwas ungewohnt feierliches, und es wollte darum kein Gespräch so recht in Fluß kommen. Sie saßen da, warfen hin und wieder ein trockenes Wort über den Tisch und staunten die Wand der Wirtsstube an, auf der hinter einem gemalten eisernen Gitter der Anblick von Jungfrau, Mönch und Eiger glänzte, der allerdings durch die Jahre etwas verblaßt und schäbig geworden war. Aber als sie dann Andreas Stamm mit Dora auf das Haus zukommen und eintreten sahen, da lösten sich ihre Zungen doch, und der männliche Dorfplatzsch, der hinter einem Schöppchen sauren Weines gar wohl gedeiht, begann umzugehen. Man erging sich in Vermutungen, wer diese Frauensperson wohl sein möge und was sie mit dem Apotheker zu schaffen habe. Man tauchte Beobachtungen aus, die man während des Leichganges gemacht hatte und war sicher, als Andreas eine Stunde später wieder aus dem Haus trat, um Dora zur Bahn zu begleiten, daß sie seine zweite Frau abgeben würde. Damit gab man sich zufrieden und ging auseinander, um daheim der Familie das Ereignis mitzuteilen.

Andreas war mit seiner Studienkollegin derweil zum Bahnhof gegangen. Sie hatten nicht viele Worte miteinander gewechselt, nur als sie sich anbot, zu ihm zu kommen, um ihm den Haushalt zu führen und ab und zu in der Apotheke zu helfen, da hatte er dankbar ihr Anerbieten angenommen, froh darüber, daß er noch einen Menschen um sich haben würde, den er kannte und der ihn zu verstehen vermochte, weil er um sein ganzes Los wußte und es mit ihm geteilt hatte, wo etwas zu teilen war. Jetzt

fuhr der Zug ein. Dora reichte Andreas die Hand zum Abschied. Der nahm sie in die seine, hielt sie eine Weile fest, halb wie um zu danken und halb aus Schmerz, daß nun Dora doch wieder, wenn auch nur für kurze Tage fort ging, um ihn in diesen ersten, einsamen Stunden, in denen das Grauen herumstrich, allein zu lassen.

Als der Zug abgefahren war, ging Andreas nach Hause und hinter ihm her lief schon die Botschaft von jenem Händedruck und dem Blick, der ihn begleitet hatte, und das Dorf wußte am gleichen Abend schon ganz gewiß, daß diese Fremde des Apothekers zweite Frau würde.

Als das „Kreuz“ spät in der Nacht die letzten lärmenden Dörfler auf die Straße gelassen hatte und der dicke Wirt die Lichter löschte, brannte in Andreas Stube noch die Lampe, und am Morgen, als der Wirt gähnd in den Stall schlurfte, blingelte immer noch ein trübes, dünnes Strahlenbündel durch die Läden. Andreas hatte die ganze Nacht vor dem Bild seiner toten Frau gesessen. Unbeweglich starrte er in das feine, schön gerundete Gesicht, auf dem ein gutes, liebes Lächeln spielte. Zwei frohe Augen blickten ihn an. „Blau waren sie,“ dachte Andreas, „so wie der Frühlingshimmel, wenn die Schwalben zurückkehren.“ Um das Gesicht aber legte sich das goldene blonde Haar, das einen Glanz ausstrahlte, als hätte Vera eine Krone mit lauter funkelnden Diamanten unsichtbar getragen.

Willenlos schleifte Andreas sich am andern Morgen in die Apotheke, aus der ihm ein schwerer Duft von allerlei Kräutern, Salben und Tränklein entgegen wellte. Er schloß die Läden auf und öffnete die Türe. Das schmale, dunkle Schaufensterchen zeigte nun seine runde, geschliffene Glaslugel wieder, in der rotgefärbtes Wasser spiegelte. Sie stand imponierend in der Mitte der Auslage, flankiert von zwei hohen Glaszylindern, die unter hermetischem Verschlusse einen Bandwurm und einen herausgeschnittenen Blinddarm in Spiritus der staunenden Gasse zur Schau stellten. Sonst war nichts zu sehen. In der Apotheke selbst, in die man durch ein schmales Türchen trat, lagerte ein weiches, geheimnisvolles Halbdunkel. Es war ein recht bescheidener, altertümlicher Ladenraum mit wenig Regalen, auf denen die Flaschen und Töpfe mit ihren lateinischen Inschriften prahlten und das Wunder des unlösbaren Geheimnisses auf die Kunden ausstrahlten, denen es in dieser fremden Welt nie recht geheuer war. Andreas hatte nicht viel zu tun. Es gab nicht viel Kranke im Dorf, und wenn es noch solche gab, versuchte man es erst mit einem Hausmittel, bevor man zu ihm lief. Er hatte fast mehr zu tun mit der Herstellung von Tierarzneien, die der ihm wohlgewogene Viehdoktor eifrig verschrieb. Was wollte er! Er hatte seinem Vater, der ein sonderbarer Ranz gewesen, auf dem Todbette versprechen müssen, die Apotheke nicht aus der Hand zu geben. Und jetzt hatte er sich schon daran gewöhnt. Überall webte ein Stück Erinnerung in dem dürftigen Raum, davon konnte er sich nicht mehr trennen, selbst jetzt nicht, als ihm alles, selbst sein eigenes Leben gespenstig und dämonisch vorkam.

So tat er denn mechanisch seine Pflicht, bis Dora ihren Einzug bei ihm hielt. Sie bezog mit ihren paar Koffern das sonnige Oberstübchen und nahm sich vor, auch im schwarzen Kleid, das sie Andreas' Frau zu Ehren trug, wieder Licht und Frohsinn in das schmale, geduckte Haus zu bringen. Das Dorf hatte ihrem Einzug vielsagend beigewohnt und war nun seiner Sache erst recht sicher. Und nun begann ihr Werk. Feinsinnig streute sie da und dort etwas Festlichkeit und Glanz in den düsteren, verschlossenen Lebenswandel des Apothekers. Um ihm eine Ablenkung zu geben, schlug sie ihm den Umbau des Geschäftes nach modernen Grundsätzen vor. Er lächelte über diesen Antrag und schüttelte den Kopf. Das enge, altertümliche Räumlein war ihm lieb geworden, und dazu hatte er nicht den Willen, ein Neues zu beginnen.

Die Beiden fanden sich langsam zusammen. Ihre alte Studienkameradschaft hatte durch den Tod von Andreas'

Frau eine Wendung erhalten. Der plötzliche Wandel hatte ihn, den früher so frohen und lebenslustigen Mann still und einsam gemacht, und dieser neuen Art mußte sich Dora angleichen. Jeden Abend saß sie nun bei ihm in der Stube und plauderte. Plauderte aus dem Quell ihrer gemeinsamen Erinnerungen, sprach mit ihm über Probleme, die die Zeit und das Leben auch in das stille Dorf warfen, und später brachte sie ihn so weit, mit ihr zusammen Bücher zu lesen. Dann lasen sie abwechselnd einander vor und besprachen sich am Schluß über den Inhalt. So wuchs die Wunde, die ihrem Verhältnis geschlagen worden war, langsam wieder zusammen, und sie verstanden sich wie einst: als zwei gute Kameraden. Manchmal an diesen Abenden schweifte, während sie las oder sprach, sein Blick ab zum Bild, vor dem er immer noch stundenlang saß, wenn Dora in ihr Zimmer hinaufgestiegen war. Wenn sie ihn dabei ertappte, nahm sie seine Hand, schaute ihn aus getreuen, ehelichen Augen, die sein Bestes wollten, an und sagte zu ihm: „Andreas, nicht so.“ Manchmal in letzter Zeit sagte sie auch nur seinen Namen. So ging ein Jahr vorüber, ohne daß Andreas wieder der Alte geworden wäre. Er lächelte hin und wieder bloß aus Dankbarkeit über ihren guten Willen, ihn zu verstehen und ihn wieder an das Leben zu gewöhnen. Mehr tat er nicht. Sie aber konnte im Innersten seine lange Trauer, das ganze Fernsein seiner Seele von dieser Welt nicht begreifen. Sie hatte den Glauben mitgebracht an ihre Sendung und verzweifelte in einsamen Augenblicken beinahe daran, daß sie so wenig Erfolg ihres heilig genommenen Wirkens sah. So heilig war ihr die Aufgabe, daß sie über ihrem Tun den Menschen Andreas lieb gewann und ihm gerne gegeben hätte, was er von seiner Frau geschenkt erhalten. Aber sie war fein genug, weder ihm noch ihr zu grollen und die geliebene Verkettung der beiden Menschen zu verwünschen. Sie hoffte, daß ihre Zeit doch noch kommen würde und hütete sich davor, Andreas ihre Gefühle zu zeigen. Aber, als sie an einem Abend wieder beisammen saßen und sie auf seinen Wunsch Richard Voß' „Zwei Menschen“ zu lesen begann, wurde sie doch, ihr unbewußt, verraten. Andreas Blicke waren wieder auf das Bild der Seligen geheftet. Als sie darauf die Lektüre unterbrach und nach alter Gewohnheit ihre Hand auf die seine legte und „Andreas“ sagte, da erschrak er über dem bittenden Ton der in ihrer Stimme lag und über dem traurigen, matten Glänzen ihrer dunkeln Augen. Und es war ihm, als spürte er zum erstenmal, wie ihr Blut warm durch die Hand floss und sich ihm mitteilen wollte. Als er dies alles in sich aufgenommen hatte, da wußte er, daß Dora nicht mehr nur sein Kamerad, sondern eine Liebende war.

In jener Nacht brannte das Licht in seiner Stube noch lange. Vera war wieder in ihm ganz lebendig geworden, und heimlich führte er mit ihr ein Gespräch. „Nein, Vera, ich kann nicht mehr lieben. Durch die Zeit, da ich allein war, habe ich erfahren, daß nur Mitleid oder Gier mich wieder in die Arme einer Frau treiben könnten. Für beides ist Dora zu schade. Und wir zwei

sind doch über diese Welt hinaus eins, unser Schicksal war, daß wir nur ein kurzes Stück miteinander wandern durften. Aber es wird doch ein Tag kommen, wo ich deine Hand wieder nehmen darf. Ich kann Dora nicht lieben, weil man nur einmal wahrhaft das Wunder der Liebe erleben kann. Das hast du mir gebracht. Dora ist mein guter, braver Kamerad, den ich nicht mehr lassen könnte, weil er mir hilft zum Leben. Und ich lebe ja nur für dich. Nein, Vera, du brauchst keine Angst zu haben, wir beide werden beisammen bleiben.“

Dann küßte er das Bild seit langer Zeit wieder zum erstenmal und wischte sich zwei Tränen, die an seinen Lidern hingen, weg.

Aber neben Dora und Andreas war noch das Dorf. Das stand um die Beiden herum und wartete auf den Augenblick, wo sich die längst gewonnene Gewißheit einstellen sollte. Als jedoch zwei Jahre nach dem Tode der Frau noch alles im Alten war, da hielt es das Dorf nicht mehr aus, und es begann an den Stammtischen, auf der Straße und an sonntäglichen Visiten seinen Klatsch wieder. Dabei kamen die Beiden nicht mehr so glimpflich weg. Man wußte jetzt mehr. Jrgendwo hatte man das Wort „Geliebte“ in das auf und ab wogende Meer geworfen, und das ließ die Mär anschwellen zu einem häßlichen, niederträchtigen Geschöpf, das die Apotheke umschlich und bald da, bald dort im Dorfe neue Nahrung suchte.

Eines Tages sah man dann den Pfarrer in die Apotheke gehen. Nach einer langen Zeit erst verließ er das Haus wieder mit heiß geredetem Gesicht. Ganz außer Atem war der geistliche Herr, so daß er auf der Gasse zuerst Luft schöpfen mußte, um seine behäbige Leiblichkeit die Dorfgasse hinauf zum Pfarrhaus zu bringen. Was in jener Stunde zwischen ihm und Andreas gesprochen worden war, erfuhr niemand. Es mußte wohl etwas sehr Schwerwiegendes gewesen sein, wenn sich der leutselige, gesprächige Pfarrer sogar ausschwie; er, der mit weniger Mühe seine Schäflein sittsam beisammen hielt und bei den Dbern gut angeschrieben war, weil er eine so fromme, gottgefällige Gemeinde betreute. Nur der Apotheker hatte ihm beinahe sein Werk besudelt. Beinahe nur, denn nach weifern zwei Monden stand er mit Dora vor dem Traualtar und führte sie als seine zweite Frau heim. Sie hatte nie etwas von jenem Gespräch vernommen und war glücklich, daß Andreas nun den Weg ins Leben zurück durch sie gefunden hatte.

Von seiner innern Zerbrochenheit erfuhr sie nichts, wußte nichts davon, daß er, als sie einmal zu Verwandten in die Stadt gefahren, weinend vor Veras Bild zusammengefunken war, wie damals, als sie am Grabe den ersten schwachen Versuch unternommen hatte, ihn seiner Pflicht zurückzugeben. Sie wußte nichts davon, daß er nur noch einsamer geworden war, weil man ihn um seine Liebe betrogen und ihm seinen Kameraden dazu geraubt hatte. Jenen Kameraden, der ihm zu schade war für die Liebe. Ihr sonniges, befreites Glück breitete Licht über alle Schatten, und ihr stilles, gutes Gemüt erhielt, was zu erhalten war: Das einsame Leben Andreas Stamms.

Schweizerische Volksbank St. Gallen

St. Leonhardstraße 33 und Depositenkasse am Marktplatz

Kapital und Reserven 205 Millionen Franken



Giesela

Nach einer Rötzelzeichnung von Frau Klara Fehrlin, St. Gallen